



SSC
SSC
SSC
SFC
SGKW
SSCS

SOCIETAD SVIZRA DALS STUDIS CULTURALS
SOCIETA SVIZZERA DI STUDI CULTURALI
SOCIETE SUISSE POUR DES ETUDES CULTURELLES
SCHWEIZERISCHE GESELLSCHAFT FÜR KULTURWISSENSCHAFTEN
SWISS SOCIETY FOR CULTURAL STUDIES

**Krank geschrieben.
Rhetoriken im Diskursfeld von Literatur, Geschlecht und Medizin**

Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Kulturwissenschaften

13. und 14. November 2009

Abstracts der Beiträge

Eröffnungsvortrag

Methodenansätze zur Erforschung des interdiskursiven Verhältnisses von Literatur und Medizin

Rudolf Käser / Beate Schappach

Das Einleitungsreferat der Tagung bietet einen Überblick über die unterschiedlichen methodologischen Ansätze bei der Untersuchung des interdiskursiven Verhältnisses von Literatur und Medizin. Literaturwissenschaftliche Methoden der Textanalyse werden dabei im Zusammenhang mit aktuellen Ansätzen der Kulturwissenschaft diskutiert. Der Überblick beginnt chronologisch mit einem Rückblick auf den metaphorologischen Ansatz Susan Sontags und referiert im Anschluss daran neuere Ansätze der Metaphorologie. Im deutschen Sprachraum ist in jüngerer Zeit im Umfeld des Lexikons «Literatur und Medizin» und der gleichnamigen Zeitschrift eine Bestandesaufnahme des Forschungsfeldes Literatur und Medizin unter idealistischen Vorzeichen erarbeitet worden. Dieser Ansatz wird kritisch gewürdigt und in Kontrast gestellt zu Gesichtspunkten der Diskursanalyse Michel Foucaults.

Allerdings kann eine textanalytisch ausgerichtete Diskursanalyse bei Foucault nicht stehen bleiben. Zur kulturwissenschaftlichen Mikroanalyse literarischer Texte sind Methodenansätze des New Historicism, der Interdiskursforschung, der Differenzanalyse und der Analyse von Stereotypen heranzuziehen. Ansätze der Wirkungsästhetik, namentlich textanalytische Methoden, welche die wertvermittelnde Funktion literarischer Texte ins Auge fassen, müssen zur Mikroanalyse literarischer Texte ebenfalls herangezogen werden. Soziologische und sozialgeschichtliche Ansätze, insbesondere die angelsächsischen Konzepte einer Medizingeschichte aus Patientensicht, gehen insofern über Foucault hinaus, als sie das Augenmerk auf die sozialen und institutionellen Gründe für Diskurswandel im Bereich der Medizinkultur konkret erforschen und die unverzichtbaren Leistungen der medizinischen Institutionen für das Funktionieren des Systems Gesellschaft herausarbeiten. Erst in einem systemtheoretischen Referenzrahmen gelingt es, die unhintergehbare Heterogenität der individuellen Erfahrungsgeschichte von Patienten (Sicht des psychischen Systems) und der emergenten Geschichten gesellschaftlicher Institutionen (Sicht des sozialen Systems) im Umgang mit Pathologie zureichend zu differenzieren und als Manifestationen differenter, aber koevolutiv gekoppelter Systeme zu deuten.

Die Auslegeordnung methodologischer Ansätze in der Einleitung bildet eine Landkarte, auf welche die einzelnen Beiträge der Tagung immer wieder als Orientierungsmittel zurückgreifen.

1. Sektion

Rhetoriken der Konstruktion weiblicher und männlicher Identitäten

Krankheit als Entwicklung – Entwicklung als Krankheit. Krankheit als Motivik in weiblichen Entwicklungsnarrativen des 18. und 19. Jahrhunderts

Susanne Balmer

Krankheit ist eine wiederkehrende Motivik in weiblichen Entwicklungsnarrativen des 18. und 19. Jahrhunderts. Sie steht in einer engen und komplexen Beziehung zur dargestellten weiblichen Entwicklung. Die Krankheit oder Krankheiten der Hauptfigur markieren wichtige Entwicklungsschritte und strukturieren teilweise genuin den Handlungs- bzw. Entwicklungsverlauf. Wie Entwicklung weist auch Krankheit sowohl eine physische als auch eine psychische Dimension auf, wobei das Verhältnis zwischen den beiden – Ursache und Wirkung – in beide Richtungen denkbar ist. So kann eine psychische Erkrankung zu einer physischen führen, ein geistiger Entwicklungsschritt zu einem physischen und umgekehrt. Dasselbe gilt auch für das Verhältnis zwischen Entwicklung und Krankheit selbst. Als Störung der physischen und/oder psychischen Gesundheit kann Krankheit die menschliche Entwicklung beeinträchtigen und gleichzeitig die Folge eines bestimmten Entwicklungsschrittes sein.

Der medizinische Diskurs des 19. Jahrhundert setzt Weiblichkeit und Krankheit in direkte Beziehung zueinander bzw. konstatiert eine grundsätzliche Nähe der Frau zu vor allem geistigen Krankheiten. Mit der Aufwertung des Nervensystems und der Vorstellung einer unterschiedlichen «Organisation» männlicher und weiblicher Individuen geht Ende des 18. Jahrhunderts in der pathologischen Anatomie eine Verlagerung des Krankheitsgeschehens von den Körpersäften in die Organe einher. Dem weiblichen Organismus wird dabei nicht nur ein hoher Grad an Sensibilität, sondern im Vergleich zum Mann auch eine generelle Schwäche zugeschrieben. Die Organe der Frau erscheinen den Anatomen alle kleiner und fragiler, was negativ als Mangel an innerer Kraft im Bereich der Leibesstärke, des Geistes und Gemüts gedeutet wird. «Nervenfieber», «Neurasthenie» und «Hysterie» werden zu Krankheitsbildern, welche direkt auf die physische und psychische Unzulänglichkeit der Frau hinweisen. Gleichzeitig wird die Frau im 19. Jahrhundert verstärkt auf ihre Körperlichkeit bzw. Sexualität reduziert und als Gattungswesen konzipiert. Der Frau wird in ihrer Entwicklung anders als dem Mann kein eigentlicher Individuierungsprozess zugestanden.

In meinem Vortrag verstehe ich die Krankheit weiblicher Entwicklungsheldinnen als interdiskursives Textelement im Sinne Jürgen Links und frage nach der literarischen Intervention in den medizinischen (Geschlechter-) Diskurs durch die Verwendung des Motivs: Wie und von wem werden in den Texten Krankheiten diagnostiziert, begründet und behandelt? Welche Bedeutung hat die Krankheit im Entwicklungsverlauf und Weiblichkeitsentwurf des Romans?

Anhand von Romanen wie «Die Geschichte des Fräulein von Sternheim» (Sophie von La Roche 1771), «Luise» (Therese Huber 1796), «Gabriele» (Johanna Schopenhauer 1821), «Aus guter Familie» (Gabriele Reuter 1895) und «Schicksale einer Seele» (Hedwig Dohm 1899) soll gezeigt werden, dass der Krankheitsmotivik im weiblichen Entwicklungsroman eine zentrale Funktion in der Dekonstruktion der dominant biologistischen Weiblichkeitsvorstellungen im 19. Jahrhundert zukommt.

**Sprache und Sprachlosigkeit.
Die Darstellung weiblicher Rede und Schrift in Romanen von Gabriele Reuter
und Franziska von Reventlow**

Marie-Christine Andres

Die im ausgehenden 19. Jahrhundert entstandenen Romane «Gunhild Kersten» und «Aus guter Familie» von Gabriele Reuter sowie «Ellen Olestjerne» von Franziska von Reventlow erzählen je eine Lebensgeschichte einer Protagonistin aus der bürgerlichen Oberschicht jener Zeit. Jeder der drei Texte kann unter dem Oberthema ‚weibliche Entwicklung‘ gelesen werden. Der Vergleich der drei, zwar unterschiedlich verlaufenden, sich in zentralen Punkten jedoch berührenden Lebensläufe der Protagonistinnen legt die Vermutung nahe, dass weibliche Biographien bestimmten Mustern zu entsprechen und zu folgen hatten. Diesen Mustern muss ein gemeinsames Konzept von ‚Entwicklung‘ zu Grunde liegen, ein so genanntes weibliches Entwicklungsschema. Entwicklung scheint für Frauen nicht dasselbe zu bedeuten wie für Männer. Während das Ziel männlicher Entwicklung die ‚Mündigkeit‘, das Herausbilden einer eigenen Stimme ist, scheint für Frauen die Gegenposition zu gelten: Das Ziel weiblicher Entwicklung scheint die Regulierung der Rede, das sittsame Schweigen oder gar das völlige Verstummen zu sein.

Dieses spezifisch weibliche Entwicklungskonzept, das den Texten implizit eingeschrieben ist, wird in meinem Beitrag durch Textanalyse aufgedeckt. Der Fokus der Analyse liegt auf dem Thema ‚weibliche Sprache‘, welches das ganze Feld weiblicher Rede sowie weiblichen Redeverhaltens und Schreibens umfasst. Meine Untersuchung erstreckt sich über sämtliche Produkte weiblicher Autorschaft in den drei Romanen: Briefe, Bücher, gerichtete Rede der Protagonistinnen, Dialoge, Tagebucheinträge und innere Monologe.

Die Untersuchung weiblicher Rede und Schrift in den Romanen basiert auf den folgenden Thesen:

- Sprachnormierung: Es existiert ein Set von Regeln für die weibliche Ausdrucksweise. Diese werden in den Romanen implizit genannt.
- Sprachlosigkeit: Das weibliche Vokabular beschränkt sich auf bestimmte Gebiete, während zur Beschreibung anderer schlicht die Worte fehlen oder Frauen ganz aus der Diskussion ausgeschlossen werden.

Die Arbeit stützt sich auf die Dissertation von Gaby Pailer «Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher ‚Autorschaft‘ im erzählerischen Werk Hedwig Dohms».¹ Pailers Text setzt sich mit dem weiblichen Produzieren von Schrift und gesprochener Sprache auseinander und macht ein Grundproblem aus: die Regulierung weiblicher Rede durch die Männer. Aber auch soziologische Studien und Teilbereiche der Linguistik helfen, das Thema der weiblichen Sprache und Sprachlosigkeit zu untersuchen.

¹ Pailer, Gaby: Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher «Autorschaft» im erzählerischen Werk Hedwig Dohms. Pfaffenweiler 1994.

Die Ärztin literarisch

Gabriela Schenk

Dieser Beitrag thematisiert die historische Entwicklung des Berufs der studierten Ärztin. Der zeitliche Rahmen der Untersuchung beginnt mit der Zulassung der Frauen zu den (europäischen) Universitäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und erstreckt sich bis etwa Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Zulassung von Frauen insbesondere zum Medizinstudium sowie die damit zusammenhängenden Konflikte in der Ausbildung, Berufsausübung und gesellschaftlichen Stellung der Frauen wurden in den zeitgenössischen Medien teils heftig diskutiert. Diese Themen wurden auch in belletristischen Werken der entsprechenden Zeit aufgenommen und behandelt. Die Grundlage dieses Beitrages bilden in deutscher Sprache vorliegende Romane, deren Hauptfigur oder wichtige Nebenfigur eine Ärztin bzw. Medizinstudentin ist. Untersucht wird, wann, in welcher Form und zu welchem Zweck Ärztinnen als literarische Figuren erscheinen.

Der theoretische Ansatz ist nicht nur literatur-, sondern auch kulturwissenschaftlich. Michel Foucaults Diskursanalyse und Machtanalytik sowie Pierre Bourdieus Feld- und Habitusbegriff sind diesem Projekt zugrunde gelegt. In dieser Arbeit interessieren das Verhältnis der ausgesuchten literarischen Texte zu den zeitgenössischen Diskursen sowie ihre Positionierung zu ausserliterarischen Bereichen wie Medizin, Ökonomie und Politik. Analysiert wird die (literarische) Darlegung der Machtstrukturen, die durch den Griff der Frauen nach der Macht über den menschlichen Körper mittels des Medizinstudiums und das Streben der Frauen nach gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Gleichberechtigung erschüttert wurden.

In den untersuchten Romanen wird mittels der literarischen Figur der Ärztin versucht, die sich im Umbruch befindenden Machtverhältnisse zu klären. Zum Beispiel wird die im 19. Jahrhundert männlich besetzte Ratgeberliteratur anfangs des 20. Jahrhunderts auch von Frauen belegt, worauf neu verhandelt werden muss, wer überhaupt das Recht hat, im Bereich der Medizin etwas zu sagen. Dafür stellvertretend wird beispielsweise die Frage gestellt, wer in der ärztlichen Position ‚die Frauen‘ besser versteht – eine Frau oder ein Mann: Sprache als Machtmedium. Der im 18. Jahrhundert intensiv geführte Diskurs über den Kindsmord wird im 19. und 20. Jahrhundert anhand der Abtreibungsproblematik weitergeführt, dies wiederum eng verbunden mit der Eroberung der Gynäkologie durch die Frauen. Die These, dass diese und andere gesellschaftliche Problemregelungen in zeitgenössischen fiktionalen Texten über die ‚neue‘ Figur der Ärztin erörtert und mitbestimmt wurden, soll anhand des ausgewählten Materials ausgeführt werden. Diesbezüglich fällt vor allem das wiederholt verwendete Motiv des Scheiterns auf, das offenbar dazu benutzt wurde, Konflikte und Unsicherheiten bezüglich der noch unklaren Identität der Medizinerinnen aufzuzeigen.

**Erzählsysteme der Pathologisierung.
Vergleich der psychischen Zerstörung von Erika in Elfriede Jelineks «Die Klavierspielerin» und Agathe in Gabriele Reuters «Aus guter Familie»**

Virginia Pinto

Wie im Titel bereits angedeutet, geht es in diesem Beitrag um die Pathologisierung zweier Frauen in zwei Romanen. Im Wesentlichen werden drei Leitfragen verfolgt:

1. WER pathologisiert?

Das Erzählverhalten wird im Hinblick auf die Sichtweise der Erzählinstanz untersucht, mit dem Ziel herauszuarbeiten, von wem die Krankheitszuschreibungen stammen und welche Schreibstrategien dabei angewandt werden. Kurz, es soll hier bewiesen werden, dass die Erzählinstanz beziehungsweise die Autorin, welche sie einsetzt, die pathologisierende Instanz ist.

2. WIE wird pathologisiert?

Um diese Frage zu klären, wird zum einen der Standort des Erzählers (point of view) und die Erzählhaltung untersucht. Mit andern Worten: Wie gestaltet sich das temporale und lokale Verhältnis des Narrators zum Erzählen und inwiefern ist die Einstellung des Erzählers wertend?

3. WIRKUNG der Pathologisierung

Inwiefern wird der/die Lesende beeinflusst und in eine bestimmte Richtung gelenkt? Welche Erwartungen werden bei der/dem Lesenden geweckt und werden diese erfüllt?

In einem weiteren Teil befasst sich die Untersuchung mit der Textbeschaffenheit der Romane, sprich mit der Bauform (erfährt der/die Leser/in auch, was das Umfeld über die Frauen denkt?), dem Sprachstil (wie lässt die Autorin die Protagonistinnen sprechen, damit sie «krank» wirken?) und dem Perspektivismus (hat man die Wahl, sich für verschiedene Ansichten zu entscheiden?).

Als Hilfsmittel diente mir Jürgen H. Petersens Schrift «Erzählsysteme», welches ich parallel bei beiden Romanen anwandte, um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten herauszufiltern.¹

Meine These ist, dass sich bedeutend mehr Gemeinsamkeiten herauskristallisieren würden, als dass es die beiden doch eher unterschiedlichen Werke vermuten liessen. Diese These lässt sich zu einem grossen Teil belegen. Beide Protagonistinnen, sowohl Agathe wie auch Erika, werden von der Erzählerinstanz oder ihrem Umfeld auf eine eher abschätzige Art und Weise pathologisiert. Beim Leser baut sich mitunter eine Abwehrhaltung auf.

Obgleich sich beide Figuren in ihrem Wesen unterscheiden mögen, kämpfen sie gegen einen gleichen Feind, gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit. Eine weitere Gemeinsamkeit ist die Opferrolle, in der sich sowohl Agathe wie auch Erika befinden und zwar in doppelter Hinsicht: als Mensch, Opfer der Situation und des Umfelds, innerhalb der erzählten Geschichte und darüber hinaus als Romanfigur, Opfer des unbarmherzigen Pathologisierungsefforts der Autorinnen.

¹ Petersen, Jürgen H.: Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte. Stuttgart 1993.

**Melancholie oder Verführbarkeit:
Zur genderspezifischen Symptomatik bei Romanlesern und -leserinnen
im 18. Jahrhundert**

Rahel Leibacher

Mit dem Aufkommen des neuen bürgerlichen Romans und dem sich stetig ausweitenden Prozess des Lesens gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte in Deutschland eine politisch lancierte Bewegung ein, die als Lesesuchtdebatte in die Geschichte einging. Zeitgenossen warnten unter anderem vor Sittenverderben, vor der Verwilderung des Geistes, der Verschwendung von Geld und Zeit sowie vor physischem und moralischem Elend des Lesepublikums. Die Ratschläge und Empfehlungen, wer wie viel und was lesen sollte, waren vor allem an Heranwachsende sowie an Frauen gerichtet.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert existierten verschiedene Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, besonders aber über Letztere, da der Mann üblicherweise als Norm galt. Die weibliche Sonderanthropologie entstand. Weit verbreitet war die Theorie der Komplementarität, deren Vertreter die anatomisch nachgewiesenen Unterschiede von Männern und Frauen auf deren physisches und psychisches Vermögen übertrugen. Neben den einflussreichen Pädagogen Rousseau und Campe schlug sich auch die Mehrheit der Ärzte (u. a. der bedeutsame Pierre Roussel) auf die Seite der Komplementaristen. Sie gingen davon aus, dass Männer und Frauen sowohl in körperlicher wie geistiger Hinsicht entgegengesetzt seien und dass in ihrer Vereinigung die gesellschaftliche Balance liege. Die Angst vor einem Umsturz der vorherrschenden gesellschaftlichen, also patriarchalischen, Ordnung war u. a. der Auslöser der Polemik gegen das (Roman)-Lesen.

In diesem Beitrag werden anhand eines Vergleichs der jeweils im Erziehungs-, Medizin- und Literatursystem reproduzierten Kommunikationen über die Folgen von Romanlektüre bei Lesern und Leserinnen die Unterschiede der systemspezifischen Schemata¹ erfasst und erläutert. Um eine valide Vergleichsbasis zu schaffen, wird ein systemtheoretischer Ansatz verwendet, der von einem ausdifferenzierten Literatursystem ausgeht,² welches seine Anschlusskommunikation anhand des Codes *nicht problematisierbare Codierung beobachteter Fremdsysteme / problematisierbare Codierung beobachteter Fremdsysteme* produziert. Zur Repräsentation des Literatursystems wurden Texte mit Leseszenen aus dem Werk von Jakob Michael Reinhold Lenz gewählt.

Es wird davon ausgegangen, dass sich die jeweils produzierten, standardisierten Sinnkombinationen über die Auswirkungen fiktionaler Lesestoffen sowohl a) genderspezifisch wie auch b) systemspezifisch unterscheiden. Dabei wird gezeigt, dass sich diejenigen des Literatursystems aufgrund seiner systemimmanenten Bedingungen

¹ Schemata dienen der Formung des Gedächtnisses eines Sinnsystems. Sie repräsentieren kondensierten und bestätigten, spezifisch relationalen Sinn. Die Begriffe Schemata, Frames und standardisierte Sinnkombinationen werden hier als Synonyme verwendet.

² Luhmann selbst beschrieb das Literatursystem nicht als ausdifferenziertes System, sondern lediglich als Teilsystem des Kunstsystems, welchem er den Code *schön/hässlich* und die Funktion *der Welt eine Möglichkeit anzubieten, sich selbst zu beobachten* zuschrieb.

(Beobachter zweiter Ordnung) wesentlich von denjenigen der anderen beiden Systeme (Beobachter erster Ordnung) abheben. Die Beobachtung, dass Romane lesende Männer in Lenz' Werken als Melancholiker oder Wahnsinnige beschrieben werden (die Krankheitsbilder von Melancholie und Wahnsinn galten im 18. Jahrhundert bis auf den Ausprägungsgrad als identisch), Romane lesende Frauen hingegen als psychisch labil und leicht verführbar, mag der Annahme einer systemspezifischen Differenzierung auf den ersten Blick widersprechen. Bei genauerem Hinsehen kann jedoch nachgewiesen werden, dass sich das Literatursystem lediglich bereits vorhandener Schemata anderer Systeme bedient, um daraus eine systemeigene Semantik zu kreieren.

Plenumsvortrag

Emanzipation und Augenlicht – Sehvermögen als Motiv weiblicher Entwicklung in Elsa Bernsteins Schauspiel «Dämmerung» (1893)

Gaby Pailer

Mit ihrem Pseudonym Ernst Rosmer (nach Ibsens «Rosmersholm») knüpft Elsa Bernstein als Schriftstellerin der Jahrhundertwende zwar an aktuelle naturalistische Strömungen an, sie beschreitet aber, vor allem was den Geschlechterdiskurs betrifft, neue Wege. Ihr fünftaktiges Prosastück «Dämmerung» (1893) stellt anhand zweier Frauenfiguren Krankheitsprozesse und deren Behandlung ins Zentrum. Isolde Ritter, die 21-jährige Tochter eines Komponisten, leidet an einer sich verschlimmernden Augenkrankheit, die die promovierte und akklamierte Ärztin Sabine Graef behandeln soll. Entgegen der in naturalistischen Stücken (etwa bei Gerhart Hauptmann) typischen Determiniertheit des Individuums durch Erbkrankheiten erscheint Isoldes Leiden als behandelbar, eventuell sogar heilbar, erfordert aber die ‚Einsicht‘ der Patientin. Dass diese am Ende völlig erblindet, hat sie sich selbst zuzuschreiben, da sie sich in der Unterdrückung ihrer eigenen Entwicklung und der übersteigerten Liebe zum Vater gegen das Eingreifen der als Konkurrentin empfundenen Ärztin versperrt hat. Das bisher in der Forschung nur wenig beachtete Drama verknüpft mithin auf bemerkenswerte Weise Diskussionen um die Entwicklung des ‚weiblichen‘ Individuums mit medizinischen und psychologischen Diskursen des fin de siècle.

Primärtext

Rosmer, Ernst [d. i. Elsa Bernstein]: Dämmerung. Schauspiel in fünf Akten. Berlin [1893].

Bernstein, Elsa: Dämmerung. Hg. Susanne Kord. New York 2003.

Forschungsliteratur

Kord, Susanne: Introduction. In: Elsa Bernstein: Dämmerung. New York 2003, S. xi–xxxiv.

Pailer, Gaby: Ernst Rosmer, Dämmerung. In: Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730–1900). Hg. von Gudrun Loster-Schneider und Gaby Pailer. Tübingen 2006, S. 372–374.

Weiershausen, Romana: Wissenschaft und Weiblichkeit. Göttingen 2004, S. 227–252.

Zophoniasson-Baierl, Ulrike: Elsa Bernstein alias Ernst Rosmer. Bern 1985, S. 40–65.

2. Sektion

Rhetoriken des Ein- und Ausschlusses

Psychiatrie als gebauter Diskurs: «Architektur der Klinik» in Texten von Alfred Döblin, Friedrich Glauser, Heinar Kipphardt und Rainald Goetz

Lotti Wüest

Das Thema des Beitrages ist die Darstellung der Psychiatrie als gebauter Diskurs in vier ausgewählten literarischen Texten des 20. Jahrhunderts. «Der Zweck der Anstalt, Aufsicht und Verwahrung, zeigt sich schon in deren Architektur.»¹

Ausgehend von diesem Zitat aus Heinar Kipphardts Roman «März» wird in diesem Beitrag nach den Parallelen und Schnittstellen zwischen der Architektur psychiatrischer Kliniken und der Struktur des Psychiatrie-Diskurses in den Romanen von Döblin, Glauser, Kipphardt und Goetz gefragt. Die Bauweise der beschriebenen Kliniken entspricht der Struktur des Psychiatrie-Diskurses, lautet die entsprechende These dazu. Ziel des Beitrages ist es, diese Verflechtung von Architektur und Diskursstruktur zu zeigen.

Zu diesem Zweck werden die ausgewählten Texte in einem ersten Schritt im Hinblick auf die Darstellung der psychiatrischen Klinik als Raum untersucht. Dabei zeigt sich eine Widerspiegelung von Raumverhältnissen in den Bezeichnungen sowie das Einschliessen und Ausgrenzen als charakteristische Funktionen der dargestellten Bauten. In einem zweiten Schritt werden die Bewegungen in und um den Raum der psychiatrischen Klinik analysiert, welche gewissen Regeln und Ritualen unterworfen sind. Als letztes wird die Verräumlichung verschiedener Diskurselemente wie des Arzt-Patienten-Verhältnisses oder der Kontrollmechanismen «Beobachten und Überwachen» betrachtet.

Insbesondere dabei zeigt sich der enge Zusammenhang zwischen Raumstrukturen und der Herstellung von Macht. Die «Rolle des Raums für die Herstellung sozialer Beziehungen»² ist nicht zuletzt auch ein aktuelles Thema der Kulturwissenschaft, die den Raum im Spatial Turn als Leitkategorie wiederentdeckt hat. Ein weiterer Bezugspunkt dieses Beitrages ist Foucaults Konzeption psychiatrischer Kliniken als Abweichungsheterotopie: «In sie steckt man Individuen, deren Verhalten abweichend ist im Verhältnis zur Norm.»³

¹ Kipphardt, Heinar: März. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 96.

² Bachmann-Medick, Doris: Spatial Turn. In: Dies.: Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 285.

³ Foucault, Michel: Andere Räume. In: Brack, Karlheinz (Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik. 5., durchgesehene Aufl. Leipzig 1993, S. 40.

Der Zappel-Philipp und andere Fallgeschichten. Die Darstellung von Ad(h)s in der Kinder- und Jugendliteratur

Sarah Lüssi

Der Beitrag untersucht Darstellungen der Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Störung in neueren literarischen Texten. Der medizin(histor)ische Hintergrund, der aktuelle Forschungsstand der Medizin sowie die öffentliche Diskussion über Ad(h)s in populären Medien sind für die Kontextualisierung von grosser Bedeutung.

Die Untersuchung von Kinder- und Jugendbüchern, die Ad(h)s explizit thematisieren, basiert auf einem systemtheoretischen Ansatz und orientiert sich am diskursanalytischen Literaturverständnis von Jürgen Link.

Neben den Vertextungsmustern von Krankheiten interessieren auch die Funktionen von literarischen Darstellungen in der Medizin sowie die Spuren medizinischer Forschung und Praxis in der Literatur. Während die Hyperaktivität des Zappel-Philipps aus dem Struwwelpeter von Heinrich Hoffmann (1845) erst postum festgestellt wurde, tauchen in zeitgenössischen literarischen Texten bereits werkimmanent ad(h)s-diagnostizierte Figuren auf. So fungiert der Zappel-Philipp einerseits im medizin(histor)ischen Diskurs als Beleg dafür, dass Ad(h)s eine historische Tatsache und keine neue Erfindung ist, andererseits integrieren heutige literarische Texte neues Wissen aus dem medizinischen Diskurs.

Bei der Betrachtung der Stereotypisierungen und Stigmatisierungen wird die Ambivalenz des Störungsmodells deutlich. Ob Ad(h)s ein Segen oder ein Fluch sei, bleibt oft unbeantwortet. Während in anderen Krankheitsdiskursen die Krankheit eher deutlich negativ bewertet wird, geht Ad(h)s immer auch mit explizit erwähnten, positiv bewerteten Symptomen einher.

Ad(h)s erstreckt sich tief in alle Lebensbereiche und die Darstellungen des Krankheitsbildes verhandeln die unsicheren Grenzen zwischen gesund und gestört auf verschiedenen Ebenen. So wird in den intertextuellen Fallgeschichten des Ad(h)s-Diskurses nach der akzeptablen menschlichen Varianz und deren Begründung, dem Einfluss von Erziehung und Erfahrung und den Auswirkungen genetisch bedingter Dispositionen gefragt. Dabei wird deutlich, dass Individuum, Gesellschaft und Umwelt gemeinsam betroffen sind, was sich auch an interdiskursiven Debatten über Definition, Ursachen, Behandlungsbedürftigkeit und bestmöglicher Behandlung ablesen lässt.

Zum Ad(h)s-Diskurs gehören auch kulturinhärente Annahmen, welche häufig nicht explizit geäussert werden, aber den Verhandlungen zu Grunde liegen. Insbesondere die Frage, ob jemand nicht will oder nicht kann, ist eng mit den jeweils gültigen Vorstellungen von Natur, Schicksal und menschlichen Grenzen verknüpft.

Womöglich lassen sich in verschiedenen Diskursen diachrone Verschiebungen der verhandelten Normen, Begriffe und Bedeutungen finden, deren Gemeinsamkeiten, Ursprünge und Gesetzmässigkeiten untersucht werden sollen. Ob und wie die Literatur dabei eine vermittelnde Funktion übernimmt, ist ebenfalls von Interesse.

Schlussendlich soll skizziert werden, wie kulturspezifische Leitsätze Diskurse strukturieren und sich programmatisch in der Literatur manifestieren und wo eine weiterführende Untersuchung ansetzen müsste.

Plenumsvortrag

Rhetorik der Seuche

Marco Pulver

Bis heute verweben Mediziner und Historiker die oft abstrusen Geschichten, die man sich seit Jahrhunderten über das Leben in <Seuchenzeiten> erzählt, zu einer unendlichen Geschichte über einen vermeintlich anthropologisch determinierten Umgang mit Krankheitsplagen. Unendlich erscheint die Geschichte der Seuchen aber nicht in erster Linie, weil es Seuchen, wie man meint, schon immer gegeben hat und immer geben wird, sondern weil sich das Reden über Seuchen Bedingungen für die Möglichkeit seiner Wiederkehr im Laufe der Jahrhunderte ständig selbst neu geschaffen hat und augenscheinlich weiterhin schafft.

Fragen, die gestellt werden müssen, damit das Reden über Seuchen weiter seinen Lauf nimmt und nicht verebbt, Figuren, von denen man spricht, um die Angst vor der Seuche lebendig zu erhalten und Bilder, die garantieren, dass man sich an Seuchen und deren Folgen erinnert, sind in jeder Seuchenschilderung enthalten und begegnen uns zum Beispiel auch im AIDS-Diskurs. Die Fortdauer dieser «unendlichen Geschichte» ist, so scheint es, wie die Handlung im gleich lautenden Roman Michael Endes, ernstlich allenfalls vom Verlust menschlicher Phantasie gefährdet, die, wie eine Beschäftigung mit Seuchenmythen zeigt, einen nicht eben geringen Anteil an der diskursiven Montage jener Seuchengefahren hat, vor denen die Literatur aller Gesellschaften des abendländischen Kulturkreises seit langer Zeit warnt.

Die Perspektive auf Seuche als diskursives Ereignis offenbart nicht nur charakteristische rhetorische Strukturen, die der Epidemie zur erfahrbaren Wirklichkeit verhelfen, sie macht auch den Blick frei für die produktiven gesellschaftlichen Funktionen dieser Rhetorik.

3. Sektion

Rhetoriken der Erzeugung von Angstlust und Normalität

«Es war, als hätte das Virus mich geschwängert.» Geschlecht als Erzählparadigma der Aids-Literatur

Beate Schappach

Das im Titel angeführte Zitat stammt aus der Autobiographie eines Aids-kranken Mannes.¹ Die überraschende Metaphorik gibt Anlass zu einer genaueren Untersuchung der Vertextung von Aids in der Literatur. Dabei zeigt sich, dass Gendering eine der wesentlichen Strategien beim Erzählen von Aids in literarischen Texten ist. Zwei Paradigmen akzentuieren sich hierbei in den deutschsprachigen Darstellungen besonders deutlich: Im ersten stehen Frauen im Zentrum, die als Mütter ihre Aids-Erkrankung durch aufopfernde Liebe und selbstloses Engagement bewältigen.² Das zweite Erzählparadigma ist durch die positive Darstellung von Männern, oftmals Homosexuellen, gekennzeichnet, die durch eine aktive und kreative Auseinandersetzung mit der Krankheit zu einer Sinnstiftung dem Leiden und Sterben gegenüber gelangen. Demgegenüber scheinen die englischsprachigen Darstellungen auf den ersten Blick nicht sonderlich genderdifferenziert konstruiert zu sein, propagieren sie doch das selbstlose Engagement für eine Rassen- und Geschlechtergrenzen nivellierende Gemeinschaft als Passing- und Coping-Strategie.³

Der Beitrag untersucht die Frage, wie Geschlecht und Geschlechterzuschreibungen im deutsch- und englischsprachigen Aids-Diskurs als Erzählparadigmen funktional eingesetzt werden. Drei Thesen gliedern die Untersuchung:

1. Alle drei Erzählparadigmen zielen persuasiv auf die gesellschaftliche Akzeptabilität von Infizierten/Kranken (Passing) und bieten Sinngebungsverfahren für die Kranken an (Coping).
2. Die Erzählparadigmen weisen Referenzen auf ihr kulturelles Umfeld und die dort vorherrschenden Werte auf. Im deutschsprachigen Raum steht eher die individuelle Bewältigung des Leidens im Mittelpunkt, während in den USA die Partizipation an Gemeinschaften präferiert wird.
3. Aus der Anschliessbarkeit an die kulturellen Werthaltungen resultiert auch die im Titel zitierte Metapher, die mit der Umdeutung von Krankheit als Schwangerschaft und Sterben als Gebären eine versöhnliche Krankheitserzählung ermöglicht.

Die Analyse exemplarischer Texte erfolgt methodologisch auf zwei Ebenen: Auf der Makroebene verstehe ich Literatur als System im Sinne Niklas Luhmanns und frage nach ihrer Funktion bei der Thematisierung von Aids. Nach Luhmann eignen sich Systeme

¹ Seyfarth, Napoleon: Schweine müssen nackt sein. Ein Leben mit dem Tod. Berlin/St.Gallen 1991.

² Etwa in Vogel, Christina: Es ist wunderbar leben zu dürfen. Der Lebensweg einer jungen, aids-kranken Mutter. Basel 1989. Dies.: Die geschenkte Zeit. Basel 1991.

³ Etwa in Johnson, Earvin «Magic»: AIDS. Was du tun musst, damit du es nicht kriegst, wenn du es tust. Hamburg 1993. Original: What you can do to avoid AIDS, New York 1992.

Material aus anderen Systemen, etwa der Medizin, an und transformieren dieses, wobei diese Transformationen durch gattungspoetologische Möglichkeiten bestimmt sind. Auf der Mikroebene untersuche ich in Einzelanalysen mit Hilfe von Michel Foucaults Diskursanalyse unterschiedliche Strategien der Thematisierung und Bewältigung von Aids. Die gesellschaftliche Perspektive ergänzt Pierre Bourdieus «Wissenschaft von den Kulturprodukten» und sein Habitus-Begriff, unter dem er einen Komplex von Wahrnehmungsschemata, Handlungsweisen und Bewertungsprinzipien versteht, durch den gesellschaftliche Werte generiert und stabilisiert werden.

Zur Darstellung der Identitätsfindung in Patrick Kokontis' Erzählung «Entgleisungen»

Ruth von Rotz

Der Titel dieser 2001 erschienenen Erzählung ist doppeldeutig: Es wird nämlich geschildert, wie sich der Protagonist Pavlos an einem stürmischen Tag während einer Zugfahrt, in deren Verlauf der Zug beinahe entgleist, seinen sprunghaften Reflexionen – seinen gedanklichen Entgleisungen sozusagen – hingibt. Diese handeln zu einem grossen Teil von eigenen und fremden Erfahrungen mit Krankheit, Sexualität und Tod, kreisen aber auch immer wieder um das zentrale und schwierige Thema der Identitäts- und Rollenfindung des Protagonisten.

An dieser Stelle setzt die Untersuchung ein, deren Ziel eine Analyse der Darstellung des Identitätsfindungsprozesses des Protagonisten in Kokontis' Erzählung ist. Folgende Fragen stehen dabei im Vordergrund: 1. Lässt sich ein vielschichtiger Prozess wie die Identitäts- und Rollenfindung systematisch erfassen und nachvollziehen? 2. Findet der Protagonist zu einer für ihn annehmbaren Identität und wenn ja, wie deckt dies der Text auf?

Diese Fragen werden unter Rückgriff auf verschiedene theoretische Konzepte und Theorien zu beantworten versucht. Als erstes wird dabei auf den Begriff der Identität, die Bedeutung der Identitätsfindung und deren verschiedene Phasen eingegangen. Alsdann wird der Begriff des Stereotyps und dessen Bedeutung für die Identitätsfindung dargelegt. Weiter wird A. J. Greimas' Modell der drei Prüfungen beigezogen und dessen Relevanz für die Identitäts- und Rollenfindung erläutert.¹ Als Gegengewicht zu Greimas' Theorie schliesslich werden die Grundzüge der Erzähltheorie und deren Bedeutung für die interessierende Fragestellung erklärt.

In einem weiteren Schritt soll aufgezeigt werden, dass durch eine systematische Zusammenführung und konsequente Weiterentwicklung der vorgestellten Konzepte und Ansätze das Problem der Identitätsfindung bzw. -entwicklung auf verschiedenen Ebenen mit jeweils unterschiedlichem Fokus greifbar und eine Einteilung des dargestellten Identitätsfindungsprozesses in verschiedene Phasen möglich wird. Dazu wird das auf Zusammenführung und Weiterentwicklung bestehender Ansätze basierende Modell auf wenige ausgewählte Textstellenkomplexe angewendet, die die Auseinandersetzung des Protagonisten mit dem vielschichtigen Problem der Identitätsfindung dokumentieren und dieses darüber hinaus auch in seiner Prozesshaftigkeit sichtbar machen.

Die Analyse zeigt die Stärke des Ansatzes auf, die auf der Tatsache beruht, dass der interessierende Gegenstand nicht einseitig, sondern von mehreren Seiten und mit Analyseinstrumenten verschiedener Detaillierungsgrade gleichzeitig beleuchtet wird. Dadurch wird eine äusserst präzise Beschreibung der verschiedenen Schritte möglich, die der Protagonist bis zur Entwicklung einer für ihn annehmbaren Lösung der Aufgabe der Selbstfindung durchläuft.

¹ Vgl. Greimas, Algirdas J.: *Sémantique structurale*. Paris 1966.

Dancing «Typhoid Mary». Pathogene Irritation als Popkultur

Dave Schläpfer

1. Thema

New York, frühes 20. Jahrhundert: Mary Mallon, eine irische Immigrantin und Köchin, verbringt insgesamt 26 Jahre ihres Lebens als Internierte auf North Brother Island. Sie ist die erste selber gesunde Typhusüberträgerin, welche durch das vom miasmatischen neu auf das bakteriologische Paradigma eingestellte Objektiv des US-Medizinalsystems *gesehen* werden kann. Aus Mary Mallon wird im Laufe der Zeit sukzessive «Typhoid Mary», ein Stereotypenbündel aus den Bereichen disease, race, class und gender. Ausgehend von den Aussagen des sanitary engineers George Soper, denen über Jahrzehnte die grösste Bedeutungsmacht zukommt, erwächst aus der Irritation «Typhoid Mary» rasch ein weitläufiges Diskursnetz in zahlreichen gesellschaftlichen Systemen. Darunter in verschiedensten Ausformungen auch im Bereich der Kunst.

2. Untersuchtes Material

Der Fokus soll im Sinne eines erweiterten Textverständnisses beim Kunstsubsystem Musik liegen – also bei Interpreten, die sich bei ihren Songs des Motivs der «Typhoid Mary» bedienen und dieses entsprechend aneignen. (Es handelt sich hierbei um einen Aspekt meines interdisziplinären Dissertationsprojekts bei Prof. Dr. Rudolf Käser und Prof. Dr. Philipp Sarasin an der Universität Zürich.) Als Korpus dient dabei alles greifbare Audiomaterial seit den 1970ern. Das Genrespektrum der zurzeit rund zwanzig recherchierten Tracks ist gross und reicht von Musicalsongs über Hardrock bis hin zu elektronischer Musik. Des Weiteren werden Interviews mit einzelnen Künstlern in die Untersuchung miteinbezogen.

3. Fragestellungen

Folgt der Musikediskurs im Fall «Typhoid Mary» einer spezifischen Logik? Wie ist die interne Architektur; lassen sich Differenzierungen herauschälen? Lassen sich Unterschiede zu Ausformungen in anderen Kunstsubsystemen erkennen? Respektive generell: Wie durchlässig präsentiert sich die Formation? Steht schwerpunktmässig die Adaption importierter Erzählstränge im Zentrum oder werden eher neue Muster generiert? Wie ist das Verhältnis zwischen Musik und Lyrics zu beurteilen? Was zeigt eine Untersuchung der diachronen Ebene der Serie?

4. Methodologie / theoretische Grundlagen

Denkfiguren Michel Foucaults und Niklas Luhmanns spielen eine wichtige Rolle.

5. Thesen / Vorläufige Ergebnisse der Untersuchung

Eine erste Sichtung des bislang gefundenen Materials zeigt, dass darunter kein Song ist, der aus ökonomischer Sicht erfolgreich war. Auch kein bekannter Interpret ist vertreten. Im Gegensatz etwa zum Comicbereich, wo sich «Typhoid Mary» als Figur über eine bestimmte Zeit erfolgreich als Thema etablieren konnte, scheint es geradezu, als ob der «Typhoid Mary»-Komplex hier nur in einem ganz bestimmten Off-Kultur-Kontext zur Anwendung kommen kann, also nur innerhalb einer sehr exklusiven Gruppe als Argument erlaubt ist. Entsprechend gegenkulturell transformiert wird auch die Figur der «Typhoid Mary», wobei die Interpreten von unterschiedlichen Wissensbeständen aus agieren. Zudem sticht die Sexualisierung des Topos ins Auge, die in diesem Diskurs äusserst ausgeprägt und explizit daherkommt. Das geht bis zur Konstruktion von Typhus als Geschlechtskrankheit.

Plenumsvortrag

Freuds Krankheitsmetaphern.

Zum Grenzverkehr des Wissens zwischen Wahn und Theorie

Martin Stingelin

Ausgangspunkt des Vortrags wird die psychiatriehistorische Beobachtung sein, dass es sich bei der Schizophrenie im allgemeinen, der Paranoia im besonderen um einen Kampf zwischen ‚legitimen‘ (institutionell abgesicherten oder um institutionelle Absicherung ringenden) und ‚illegitimen‘ (pathologisierten) Metaphern handelt (Thomas S. Szasz). In diesem Kampf erweist sich die Freudsche Psychoanalyse selbst als metaphorische Übersetzungsarbeit, geht Sigmund Freud in seiner 1911 veröffentlichten Studie über Daniel Paul Schrebers Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken (1903) doch von der «Eigentümlichkeit» des Paranoikers aus, «allerdings in entstellter Form, gerade das zu verraten, was die anderen Neurotiker als Geheimnis verbergen». Die Ökonomie von Metaphern bringt es allerdings mit sich, dass Freud mit der (vermeintlichen Rück-)Übersetzung von Schrebers Metaphern in psychopathologische Symptome bei diesem eine Schuld aufnimmt: In einer beispiellosen Gegenübertragung beginnt der Wahn «eine auffällige Übereinstimmung mit unserer Theorie» zu zeigen, und Freud kann es nur der Zukunft überlassen, «zu entscheiden, ob in der Theorie mehr Wahn enthalten ist, als ich möchte, oder in dem Wahn mehr Wahrheit, als andere heute glaublich finden».

Ausgehend von diesem Befund soll das Wechselspiel zwischen Freuds psychoanalytischer Deutung metaphorischer Ausdrucksweisen im Traum und in der Alltagsrede auf der einen und der von ihm dafür gewählten Metaphern vom Kind als ‚polymorph perversem Triebbündel‘ bis zum Dichter als neurotischem Genie der Sublimation auf der anderen Seite untersucht werden.

4. Sektion

Rhetoriken der Popularisierung und Breitenwirksamkeit

Fakten und Fiktionen.

TV-Dokumentationen über Forschungen zur Lebensverlängerung

Ingrid Tomkowiak

Mitte der 1990er Jahre zeigte das deutsche öffentlich-rechtliche Fernsehen Wissenschaftsdokumentationen, die sich vor dem Hintergrund der Beratungen über das Embryonenschutzgesetz bzw. ein Verbot von Forschungen an embryonalen Stammzellen mit dem Themenkomplex Künstliches Leben, Ewige Jugend, Unsterblichkeit auseinandersetzen und dabei immer wieder auch Figuren und Motive aus Mythologie, fiktionaler Literatur, Film, Kunst und Musik heranziehen.

Der Vortrag setzt sich zunächst inhaltsanalytisch mit der Frage auseinander, wie diese Rückgriffe auf den kulturellen Fundus in der fernsehjournalistischen Behandlung naturwissenschaftlicher Forschungen eingesetzt werden und welche Funktionen sie dort haben. Zum einen werden sie benutzt, um die gezeigten Forschungen in einen kulturgeschichtlichen Kontext ewiger Menschheitsträume zu stellen und so ihre Faszinationskraft zu erklären. Indem diese Wissenschaftsdokumentationen gleichzeitig Elemente der Ästhetik des Horrorfilms verwenden und eine Nähe der Forscher zum Mad Scientist postulieren, wird der Faszination der Schrecken beigegeben. Gezeigt wird die bestrafungswürdige Anmassung des Menschen, Gott gleichen oder ihn sogar übertrumpfen zu wollen. Präsentiert werden rational argumentierende, aber vor diesem Hintergrund besessen wirkende Wissenschaftler, die nicht mehr aufzuhalten sind. Gezeigt werden zudem der Eitelkeit verfallene Menschen, deren Traum von ewiger Jugend und Unsterblichkeit sich als Unheil für Individuum, Natur und Gesellschaft erweist.

Vor diesem Hintergrund werden die vorgestellten Dokumentationen sodann im Kontext der Debatte über die Aufgaben des Wissenschaftsjournalismus verortet. Während Wissenschaftsjournalismus über Jahrzehnte im Dienst der Schaffung von Akzeptanz für die Naturwissenschaften stand und ihn deshalb eine affirmative Berichterstattung prägte, sollte er sich ab der Mitte der 1990er Jahre mit den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und technologischen Errungenschaften kritisch auseinandersetzen, deren Folgen für Individuum und Gesellschaft aufzeigen. Gleichzeitig und in gewisser Weise gegenläufig begann der Wandel vom Wissenschafts- zum heutigen Wissensmagazin, das für jeden verständlich ist, Spass macht und unterhält. In genau dieser Umbruchsituation wurden die angesprochenen Filme über Forschungen zur Lebensverlängerung gedreht. Mit ihrer soziopolitischen Reflexion einerseits und der zum Zweck der Weckung von Betroffenheit an der Angstlust orientierten artifiziellen Mixtur von skandalisierten Fakten, unterhaltenden Fiktionen und ebenso stereotypen wie suggestiven Metaphern andererseits entsprechen sie gleichzeitig beiden Tendenzen.

Mit ihrer Mischung aus Fakten und Fiktionen, ihrem Wechselspiel zwischen Kognition und Affekt lassen sich die untersuchten Filme dem Infotainment zuordnen. Verschiedentlich

am Infotainment geäußerte Kritik (Vermittlung einer dramatisierten, sensationisierten und fiktionalisierten Weltsicht, Projektion eigener Ohnmachtsempfindungen in Allmachtsphantasien, Anchorman als Mahner/Tröster, Fälschung als Prinzip) trifft auch auf die behandelten Wissenschaftsdokumentationen zu: Sie büßen an Glaubwürdigkeit ein und erschweren das Vertrauen in solche Berichterstattung.

Zu fragen ist, ob hier nicht hinsichtlich der Macht der Wissenschaft eine problematische Haltung der Ohnmacht und Angst erzeugt wird, wo rational begründbare Einstellungen gefordert wären. Was bei oberflächlicher Betrachtung für viele Menschen lediglich eine ästhetisch attraktive Gestaltungsweise sein mag, liefert sie letztlich einer Darstellung von Wissenschaftswirklichkeit aus, bei der es für den Zuschauer schwierig bis unmöglich ist, Wissenschaft und Mythos zu trennen.

**Zeitbombe im Unterleib.
Eine Boulevardzeitung popularisiert sexualmedizinisches Wissen (1980–2000)**

Annika Wellmann

«Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.» (Luhmann 1996)

Luhmanns Diktum gilt auch für die Wissenschaft: Auch was wir über sie wissen, wissen wir vor allem durch die Massenmedien. Im Zuge der Forderung nach einem Public understanding of science lässt sich seit den 1980er Jahren eine Zunahme der medialen Verarbeitung von Wissenschaft beobachten. Davon profitieren auch die Medien selbst: Wissenschaft wird zu Informations- und Serviceleistungen aufbereitet, die der Leserschaft ‚know how‘ zu vermitteln versprechen und sie so zu binden suchen.

Sexualität und Gesundheit stellen dabei die wichtigsten Topoi dar, da sich hier besonders gut ein Bezug zur Lebenswelt der Leserinnen und Leser herstellen lässt. Im Mittelpunkt meines Beitrags steht die spezifische Weise, auf die in populären Medien medizinisches und sexualwissenschaftliches Wissen hervorgebracht wird. Aus konstruktivistischer Perspektive frage ich: Welche Formate transportieren dieses Wissen? Wie wenden sie es in eine für die Leserschaft verständliche Sprache?

Diesen Fragen gehe ich für die 1980er und 1990er Jahre am Beispiel der schweizerischen Boulevardzeitung «Blick» nach. Ich zeige zunächst, in welchen Formaten dieses Wissen auftaucht (Wissenschaftsberichterstattung, Tipps, Ratgeberrubriken). Dann wende ich mich der boulevardtypischen Verbindung medizinischer und anderer Wissensformen zu. Und schliesslich zeige ich, wie die Spezialdiskurse interdiskursiv gewendet werden.

Dabei verfolge ich drei Thesen:

- 1.) Die Bedeutung medizinischen Wissens nimmt durch die Diffusion in verschiedene Formate zu.
- 2.) Die boulevardmediale Verarbeitung von ‚Wissenschaft‘ ist keineswegs defizitär, sondern äusserst produktiv, da sie neue diskursive Formationen generiert.
- 3.) Als Interdiskurs werden Medizin und Sexualwissenschaft für eine breite Leserschaft anschlussfähig.

Veränderung der Schwangerschaftswahrnehmung durch Pränataldiagnostik

Fabia Wey-Wyss

Wie beeinflusst die Bildgebung und die Pränataldiagnostik den Umgang mit der Schwangeren, der Schwangerschaft und dem ungeborenen Kind? Textanalysen von «Wir Eltern»-Artikeln.

Das Bild von Schwangerschaft und der schwangeren Frau hat sich in den letzten Jahrzehnten drastisch verändert – dies wegen oder dank des Fortschritts in Hygiene, des Wissens über pränatale Abläufe und des Einsatzes neuer Technologien in den medizinischen Vorsorgeuntersuchungen. Die werdende Mutter ist nicht mehr lediglich «in guter Hoffnung», ohne genaues Wissen über ihr zukünftiges Kind und den Ausgang der Schwangerschaft, sondern hat unter anderem durch den Ultraschall Einblick in das Wachstum und die Entwicklung ihres Ungeborenen.

In diesem Beitrag stehen die Thesen von Eva Schindele und Barbara Duden im Zentrum, die verkürzt wie folgt lauten: Bereits mit den Anfängen der Pränataldiagnostik und dem Sichtbarmachen des Ungeborenen hat ein Wandel in der Wahrnehmung stattgefunden. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht nicht die Frau und werdende Mutter, nicht das gemeinsame Wachsen, sondern der Fötus. Die schwangere Frau steht unter dem Druck, eine öffentliche Schwangerschaft mit gesundem Nachwuchs umzusetzen. Das Moment des ungewissen Zustands soll ausgeschlossen werden.

Obwohl die vorgeburtlichen Untersuchungen stets als «zum Wohle von Mutter und Kind» angepriesen werden, gibt es bei einem abnormen Befund sehr wenig bis keine Massnahmen, die zur Gesundung des Fötus beitragen könnten. Die Abtreibung erscheint oft als einzige Alternative zum kranken, behinderten Kind. So schreibt Barbara Duden im Jahre 1991, dass durch die Möglichkeit von vorgeburtlichen Untersuchungen ein Patient erschaffen werde, dem nicht zu helfen sei.

Das zu untersuchende Material besteht in erster Linie aus «Wir Eltern»-Beiträgen zum Thema Schwangerschaft. Ziel ist es herauszufinden, welches Bild von Schwangerschaft vor, während und nach der Einführung der Pränataldiagnostik dargestellt wird und wie es sich verändert hat. Hier interessieren einerseits die chronologische Verschiebung und das Verhältnis von pathologischen zu nicht-pathologischen Berichten. Andererseits soll textanalytisch der Umgang mit dem Thema der vorgeburtlichen Tests beleuchtet werden, indem auf die in den Artikeln verwendete Terminologie fokussiert wird.

Folgende Fragen stehen im Zentrum dieses Beitrags: Was war vor der Pränataldiagnostik und was verändert die Pränataldiagnostik im Umgang mit Schwangerschaft? Wird durch das Aufkommen der Pränataldiagnostik der Fokus weggeführt von der Schwangeren als Frau und Mensch, von der Schwangerschaft als Symbiose, hin zum Fötus als gesundes, normiertes Individuum? Inwiefern haben die in «Wir Eltern» gedruckten Berichte einen Wandel mitgemacht? Sind sie sich bewusst, dass der medizinische Fortschritt ein Umdenken mit sich bringt? Welche Terminologie geht mit der pränatalen Diagnostik einher? Inwieweit verkörpert Schwangerschaft nicht mehr die «gute Hoffnung», sondern das «Risiko»?

Die bereits vorgenommene Auswertung der Artikel aus den Jahren 1970 bis 1989 zeigt, dass der Wunsch nach gesundem Nachwuchs, der die Forschung und den Einsatz der Pränataldiagnostik nährt, nur das entstehende Kind im Visier hat. Auf die Kernfrage, ob die Pränataldiagnostik zu einer Veränderung in der Wahrnehmung von Schwangerschaft geführt hat, ist ein klares Ja auszusprechen. Die neu erworbene Möglichkeit, Behinderungen vorgeburtlich zu erkennen, wird zur «Erschaffung von gesundem Nachwuchs» umgedeutet. Die Schwangere darf nicht mehr in guter Hoffnung sein, sondern weiss über ihren und vor allem über den Zustand ihres Ungeborenen Bescheid. Auch wenn dieses vermeintliche Wissen eine Illusion darstellt, hat es doch die Macht, die Wahrnehmung der Schwangerschaft zu verändern. Die untersuchten Texte zeigen auf, dass das Thema Pränataldiagnostik mit Naivität und Absurdität angegangen wird und sich so ein Double-speak formiert, der sich nur scheinbar mit den Themen Ethik und Moral auseinandersetzt.